

The background is a solid teal color. Scattered throughout are white silhouettes of birds in flight. At the bottom, there is a dense field of red flowers, possibly dahlias, with thin stems and buds. The text is centered and rendered in a white, serif font.

DOROTHY KOOMSON

VON  
NUN AN FÜR  
IMMER

ihr Glas. »Meine Mutter starb kurz nach meiner Geburt, weil es zu Komplikationen gekommen war. Mein Vater wollte nie Kinder haben, und das hat er mir mein Leben lang fast täglich unter die Nase gerieben. Außerdem gibt er mir die Schuld am Tod meiner Mutter. Er wollte nichts mit mir zu tun haben, deshalb verbrachte ich die meiste Zeit bei einem Kindermädchen, bis mein Vater wieder heiratete. Seine Frau kann mich nicht ausstehen, und sie macht kein Geheimnis daraus.« Adele sah mich lächelnd an. »Ich habe nicht viele Freunde, weil ich den meisten Menschen zu viel bin. Ich bemühe mich zu sehr, was für andere ziemlich anstrengend ist. Aber ich kann nicht anders. Ich bin so, wie ich bin – ich müsste mich ändern, aber ich weiß nicht, wie das geht. Ich war zu viel mit Menschen zusammen, die mich nicht mögen, und musste mich sehr anstrengen, sie nicht noch mehr gegen mich aufzubringen. Du siehst, ich kenne mich ein bisschen aus mit einem beschissenen Leben. Meines ist vielleicht nicht so schlecht wie das von manchen, aber perfekt ist es ganz bestimmt nicht.«

Plötzlich fühlte ich mich wie eine Massenmörderin. »Tut mir leid«, murmelte ich. »Das wusste ich nicht.« Das Schlimmste war, dass sie gar nicht versuchte, mir ein schlechtes Gewissen zu machen, weil ich sie falsch eingeschätzt hatte. Sie war einfach nur offen und ehrlich. Adele hatte keine manipulative Ader. Ich war kein Miststück durch und durch, und Adele war weder arglistig noch arrogant. Sie war in allem, was sie tat und sagte, direkt und aufrichtig.

»Ist schon gut«, sagte sie und straffte die Schultern, warf ihr Haar zurück und strahlte mich an. »Das konntest du ja nicht ahnen.«

»Hör zu, Adele, falls wir öfter zusammen herumhängen, dann musst du damit aufhören«, sagte ich.

»Womit?«

»Die ganze Zeit so verdammt nett zu sein. Das ist unnatürlich.«

Adeles stahlblaue Augen fingen an zu leuchten. »Du willst mit mir rumhängen, meine Freundin sein?«

Ich zuckte lässig die Schultern.

Sie grinste. Dieses vornehme Geschöpf namens Adele, das sprach, als hätte sie sich in jede Backe fünf Pflaumen gestopft, grinste mich an. Dieses Lächeln brachte nicht nur ihr Gesicht zum Strahlen, sondern zauberte ein Glitzern in ihre Augen und einen rosigen Schimmer auf ihre Wangen. Und es zeigte Wirkung – ich schloss Adele ins Herz. Fest. Ich musste sie einfach gernhaben. Sie sollte zu einem wichtigen Menschen in meinem Leben werden und mir helfen, der Mensch zu werden, der ich jetzt bin. Keine Ahnung, wie ich das damals schon wissen konnte – es war mir einfach klar. Aus unerfindlichen Gründen war mir sofort bewusst, dass ich lange Zeit mit ihr zusammen sein würde.

Wir wurden nahezu unzertrennlich, weil wir miteinander wuchsen. Sobald sich Adele ins College-Leben eingewöhnt hatte, fand sie sich auch mit ihrer Persönlichkeit zurecht. Sie lernte sich selbst richtig kennen und ergründete, wer sie war. Und sie kleidete sich nicht mehr wie eine Fünfzigjährige – nie wieder verhüllte eine Gabardinehose ihre Beine. Oft hatte sie Wutanfälle, bei denen sie schrie, fluchte und auch mal mit Gegenständen um sich warf. Endgültig jedoch machte sie der verängstigtesten Adele, mit der ich in der College-Bar gesessen hatte, den Garaus, als sie sich ein Nabelpiercing stechen ließ.

Ich nahm unterdessen etliche Pfunde ab, lächelte öfter und murkste die Kamryn, mit der Adele in der College-Bar gesessen hatte, ab, als ich einem umwerfenden Mann den Sex verweigerte, weil er eine Unterhose mit Paisley-Muster trug. Doch all das stand uns zu dem Zeitpunkt, über den ich hier rede, noch bevor. In diesem Moment war Adele überglücklich, weil ich mit einem Achselzucken meine Zustimmung gegeben hatte, mich mit ihr abzugeben, und ich freute mich insgeheim wie eine Schneekönigin, dass mich jemand nett und hübsch fand.

»Übrigens, ich dachte, wir sind schon Freundinnen«, sagte Adele. »Ein Fremder ist ein Freund, dem du noch nicht begegnet bist ... und so weiter.«

»Ach, halt den Mund und hol uns noch was zu trinken.«

Stocknüchtern erhob ich mich von dem Tisch im Pub. Ich hatte vorgehabt, mich bis zur Besinnungslosigkeit zu betrinken, um die Realität – meine Fahrt nach London und mit eigenen Augen gesehen zu haben, wie krank Del war – auszuschalten, doch statt eines doppelten Wodka Orange, den ich stets trank, wenn Vergessen gefordert war, hatte ich einen doppelten Wodka Orange ohne Wodka bestellt.

Der Barmann zeigte sich gänzlich unbeeindruckt – wahrscheinlich dachte er, ich wollte witzig sein – und funkelte mich finster an, als ich nach dem Glas griff. Mir ist überhaupt nicht nach Witzen zumute, wollte ich sagen. Es ist nur: Ich hab eine Freundin, die nie wieder Alkohol trinken wird. Und aus Loyalität zu ihr trinke ich auch keinen. Doch das würde er nicht verstehen. Und warum sollte es ihn auch interessieren?

Der Orangensaft ohne Wodka war buchstäblich unberührt stehen geblieben, während ich mich an das erste Zusammentreffen mit Del erinnert hatte.

Ich schlüpfte in meinen roten Regenmantel. Ich musste nach Guildford und hätte im Grunde schon vor über einer Stunde losfahren sollen. Doch ich schob das Unvermeidliche hinaus. In der Sekunde, in der ich in den Zug nach Surrey stieg, verstrickte ich mich noch mehr in diese Sache. Das hatte ich nicht vorgehabt. Ursprünglich wollte ich nach London fahren, mir ansehen, wie krank sie war, und sofort nach dem Besuch in der Klinik wieder nach Leeds zurückkehren. Falls ich den letzten Zug verpasst hätte, wäre ich über Nacht in einer billigen Pension geblieben, um gleich am Morgen den ersten Zug zu nehmen. Kein langer Aufenthalt, kein Besuch bei Freunden oder bei der Familie, die ich in London nicht mehr gesehen hatte, seit ich vor zwei Jahren hier weggezogen war. Und jetzt hatte ich es geschafft, mich bis zum Hals in den Sumpf zu lavieren.

Ich hievte meine Reisetasche über die Schulter. Komm schon, Mädels, redete ich mir zu, auf nach Guildford.

Adele gehörte bald zur Familie. Weihnachten, Ostern und die Sommerferien fuhr sie immer mit zu mir. Ihren Vater und seine Frau störte es nicht, dass sie nie nach Hause kam; sie taten nicht einmal so, als würden sie sich dafür interessieren, was aus ihr wurde. Wenn sie ihren Vater anrief, was sie erstaunlicherweise regelmäßig tat, war sie hinterher jedes Mal am Boden zerstört. Sie weinte und war kurz davor, sich zu übergeben, und sie fragte sich ständig, was sie tun sollte, was sie anders machen musste, damit er sie wenigstens ein kleines bisschen gernhatte. Ich gewöhnte mich daran, sie nach diesen Gesprächen aufzurichten, ihr zu versichern, dass sie wunderbar und liebenswert war, weil ich sie mochte, weil viele andere sie vergötterten. Und dass ihr Vater vielleicht eines Tages auch

noch zur Vernunft kommen würde. Ich glaubte keine Sekunde daran, aber sie wollte es hören, also sagte ich es im Brustton der Überzeugung.

Mr Hamilton-Mackenzie würde sich niemals ändern, das war mir klar, als ich mitbekam, wie tief seine Abneigung gegen Del ging. Am Anfang unserer Bekanntschaft betrank sich Adele ziemlich oft und gestand dann, wie schrecklich ihr Leben vor Leeds gewesen war. Und sie erzählte mir von den Züchtigungsmaßnahmen ihres Vaters. Sie war des Öfteren mit gebrochenen Armen oder Beinen und einem nach seinen »Bestrafungen« angeknacksten Kiefer ins Krankenhaus eingeliefert worden. Einmal hatte er sie durch ein Parterrefenster gestoßen, und eine Glasscherbe blieb in ihrem Rücken stecken und hätte um ein Haar die Niere durchbohrt. Die Scherbe musste chirurgisch entfernt werden. Ein anderes Mal drosch er mit seinem Gürtel auf sie ein und riss mit der Schnalle ein Stück Fleisch aus ihrem linken Schenkel. Deshalb trug sie nur selten kurze Röcke.

Es war erstaunlich, empörend, bedrückend, dass niemand auch nur den geringsten Verdacht hegte und sich fragte, woher sie all diese Verletzungen hatte. Wie es schien, nahm niemand Notiz davon, was im Hause Hamilton-Mackenzie hinter verschlossenen Türen vor sich ging. Die Leute glaubten dem ehrenwerten Mr Hamilton-Mackenzie, einem respektablen Mitglied der weißen Mittelschicht, wenn er verzweifelt über die Tollpatschigkeit seiner Tochter klagte, ihre Wildheit, die sie oft in Schwierigkeiten brachte, und ihre Dummheit, sich immer wieder mit Jungs und Raufbolden einzulassen.

Für Del war das College genauso ein Zufluchtsort wie für mich. Sie wünschte sich sehnlichst, von ihrem Vater geliebt zu werden, und ich konnte ihr nur helfen, indem ich behauptete, er wäre dazu fähig und würde es eines Tages sicher tun.

Meine Familie war nicht perfekt, aber sie beschwerte sich lautstark, wenn ich nicht alle paar Monate nach Hause kam; sie rief mich regelmäßig an, um mit mir zu plaudern, und sie nahm Adele mit offenen Armen auf, weil sie meine Freundin war. Bei den Matikas fand Adele ein neues Zuhause. Es war nicht ihr wirkliches Zuhause, und es ersetzte nicht die Liebe ihres Vaters, aber jedes Mal, wenn meine Mum uns ausschalt, weil wir beim Nachhausekommen nachts um drei das ganze Haus aufgeweckt hatten, wenn mein Dad in seine Brieftasche griff, um ihr einen Zehner zu geben, damit sie sich etwas kaufen konnte, oder wenn meine Schwester sie in Liebesdingen um Rat fragte, war es fast so, als wäre sie tatsächlich ein Mitglied der Familie. Sie hatte das Gefühl, zu uns zu gehören.

Das Einzige, was zwischen uns kommen konnte, war ein Mann.

## Kapitel 4

Es war surreal.

In London zu sein, der Stadt, aus der ich vor über zwei Jahren geflohen war. Aber es ging nicht nur um London, sondern um diese spezielle Gegend. Waterloo.

Ich wanderte durch das Gewühl in dem riesigen Bahnhof, und mit jedem Schritt bestürmten mich Erinnerungen. Niemand schien zu bemerken, wie durcheinander ich war. Wie langsam ich ging, weil ich damit rechnete, jeden Augenblick einer jüngeren Version von Adele oder sogar von mir selbst in die Arme zu laufen. Pendler eilten hektisch um mich herum, über Lautsprecher dröhnten die Durchsagen über ankommende und abfahrende Züge, das Leben tobte blind weiter. Blind für die Tatsache, dass dies der Ort war, an dem ich mich meist nach der Arbeit mit Adele getroffen hatte, als wir beide Single waren. Als sie noch nicht krank und abgemagert, der Schatten ihrer selbst gewesen war und noch nicht in einem Krankenhausbett gelegen hatte. Ihre Arbeitsstelle war gleich um die Ecke, und ich kam immer mit der U-Bahn hierher, damit wir nach ein paar Drinks gemeinsam nach Hause fahren konnten.

Waterloo war noch aus einem anderen Grund denkwürdig. Dies war das Viertel, in dem ich ihn kennengelernt hatte. Auf einer Party gleich ein Stück weiter in derselben Straße. Ihn, den Mann, der sich zwischen mich und Adele drängte.

Es war nicht irgendein Mann, der sich zwischen Adele und mich stellte, sondern Nate Turner, mein Verlobter.

Nate trat an einem kalten Aprilabend in mein Leben und sagte, er wolle nie mehr ohne mich sein. Ich empfahl ihm, diesen Anmachspruch bei einer Frau auszuprobieren, die ihn glauben würde. »Ich werde dein Herz gewinnen«, erklärte er ernst.

»Daran sind schon bessere Männer gescheitert als du«, erwiderte ich ebenso ernst.

Achtzehn Monate später beschlossen wir, irgendwann zu heiraten. Und drei Jahre nach dieser Verlobung setzten wir ein Datum fest. Unsere Beziehung war nicht vollkommen, wir verstanden uns nur sehr gut. Er steckte einiges von mir ein und musste mit meinen Macken fertigwerden.

Meine »Macken« waren nicht auf Anhieb erkennbar. Zu der Zeit, als ich Nate kennenlernte, erweckte ich nach außen hin den Anschein, mich könnte nichts aus der Bahn werfen. All die Jahre, in denen ich mir hatte anhören müssen, wie fett und hässlich ich sei, hatten mich angespornt, erfolgreich zu sein. Außer Adele wusste niemand, dass hinter der gelassenen Fassade, hinter dem Selbstbewusstsein, dem tollen Job und dem Geschick, gut aussehende Männer ins Bett zu kriegen, das Herz einer verängstigten jungen Frau schlug.

Meine Mitmenschen – und bis zu einem gewissen Grad auch Adele – ließen sich von meinem äußeren Erscheinen und dem unergründlichen, eleganten Image, das ich sorgfältig pflegte, täuschen. Die Leute glaubten wirklich, ich sei kühl und arrogant, selbstbewusst und kompetent. Nate hatte mich durchschaut. Er entdeckte beinahe sofort, was mir am meisten Angst machte. Meine größte Phobie waren Menschen.

Das hatte schon vor den Bosheiten meiner Mitschüler angefangen. Ja, vermutlich hatte es deren Schikane überhaupt erst ausgelöst. Diejenigen, die mich drangsalierten, hatten wahrscheinlich meine Schwächen erkannt – das Unvermögen, mich anzupassen, und die Angst, mein Gegenüber könnte bei einer Unterhaltung merken, dass ich anders war als die anderen – und nützten sie weidlich aus.

Mir schien das zu fehlen, was Menschen aneinander bindet, sie menschlich macht. Ich gab mir Mühe, Kontakte zu knüpfen, Beziehungen aufzubauen, auch platonische. Ich wuchs in einer großen Familie auf und stand meinen Geschwistern nahe, doch aus unerklärlichen Gründen wusste ich nie so genau, wie ich in bestimmten Situationen reagieren sollte. Ich fürchtete, alles zu vermässeln, das Falsche zu sagen oder Zorn auf mich zu ziehen, und so wurden Gespräche für mich zur größten Qual. Dadurch erweckte ich den Anschein, hochmütig und extrem kritisch zu sein, und in späteren Jahren hielten mich die Leute für hartherzig und gehässig. Dabei wollte ich mich mit anderen anfreunden, ich wusste nur nicht, wie man so etwas machte.

Dann lernte ich Adele kennen und machte die Erfahrung, dass ich mich sehr wohl unterhalten konnte, und ich fing an zu glauben, dass ich doch nicht so unzulänglich und gestört war, wie ich immer befürchtet hatte. Ich konnte Beziehungen aufbauen.

Ich war erst ein paar Wochen mit Nate zusammen, als er mir sagte, er habe mein Geheimnis durchschaut. Wir waren auf einem seiner Betriebsfeste gewesen, und von dem Moment an, als ich den Raum betrat, hatte ich gewusst, dass ich nicht in diese Gesellschaft passte. Ich war nicht so klassisch gekleidet wie die anderen Frauen, strahlte nicht dieselbe Unbekümmertheit aus und arbeitete weder fürs Fernsehen noch für einen Radiosender. Ich versuchte, höfliche Konversation zu treiben, war mir jedoch im Klaren, dass ich mit jedem Wort bestätigte, dass ich anders war und fehl am Platze. Als Nate nach drei qualvollen Stunden fragte: »Sollen wir gehen?«, war ich aus der Tür und hielt ein Taxi an, bevor er den Satz zu Ende gesprochen hatte. Später kuschelte sich Nate an mich wie eine Katze an ihren Besitzer und sagte: »Menschen erschrecken dich, stimmt's? Deshalb bist du so abweisend. Ich habe dich heute Abend beobachtet; du hast versucht, mit den anderen zu reden und Kontakt herzustellen, aber in deinen Augen stand die nackte Angst.«

Manchmal glaube ich, dass die anderen meine Unzulänglichkeiten sehen und wissen, dass hinter dem Job, den Klamotten und dem Make-up nichts Nennenswertes steckt. Und oft glaube ich selbst, nichts als eine hohle Hülle zu sein, und kann nicht begreifen, warum mich manche Menschen mögen. Wenn ich mit Fremden zusammen bin, erinnert mich das daran, wie oberflächlich ich bin. Das sagte ich ihm nicht, natürlich nicht. Bei einem flüchtigen Flirt hatten solche Geständnisse nichts zu suchen, selbst wenn ich die Worte über die Lippen gebracht hätte. So etwas wollte doch niemand hören, oder?

Da ich schwieg, fügte er hinzu: »Du brauchst keine Angst zu haben. Ich werde immer auf dich aufpassen. Ich finde dich wunderbar. Du bedeutest mir sehr viel, Baby.«

Das wühlte mich so auf, dass ich mich anzog und nach Hause ging.

Nate schien es egal zu sein, dass ich nicht die ganze Zeit hundertprozentig stark, selbstständig und tüchtig war, dass er sich auf eine Frau eingelassen hatte, die unter Umständen bedürftig und hilflos war. Er nahm mich, wie ich war, und liebte mich, ob ich mich nett oder garstig zeigte. Er nahm alles hin, was ich ihm an den Kopf warf.